

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Karl Poetters: Die Fischereigeräte in der Mark Brandenburg.

## Die Fischereigeräte in der Mark Brandenburg.\*)

Wenn die Brandenburgia auf ihren Wanderungen zu Wasser und zu Lande durch die Mark Brandenburg bemüht ist, das Leben und Treiben unserer Vorfahren zu ermitteln und Land und Leute festzustellen, wenn die Mitglieder der Brandenburgia den so interessanten Mitteilungen und Belehrungen ihrer Führer und Fachmänner darüber lauschen, wie sich hier das Land gebildet hat, dort Vorfahren gelebt haben, wenn es uns vergönnt ist, Funde aus jener Zeit der Nachwelt zu erhalten und zu übermitteln, als Zeichen damaliger Gebräuche und Kultur, dann habe ich immer eins vermisst — nämlich die Berücksichtigung der Wasserverhältnisse und der Bewohner des nassen Elements! — Und doch, glaube ich, würden auch Forschungen auf diesem Gebiete mit dazu beitragen, unser Wissen und unsere Kenntnisse von der Gestalt und dem Aussehen unserer Mark in früheren Zeiten zu bereichern und zu vervollkommen.

Dass die Forschungen bezüglich der Fischarten der Vorzeit eine ziemlich undankbare Aufgabe bilden, sagt schon Carus Sterne in „Werden und Vergehen,“ aber gerade die Schwierigkeit, die zu überwinden ist, dürfte ein Ansporn mehr sein für die Erforschung der Gewässer und ihrer Bewohner in der Mark. — Heute möchte ich von den Fanggeräten sprechen, wie sie in der Mark im Gebrauch waren und noch sind. Allerdings zeigt sich, soweit die Vorzeit in Betracht kommt, auch hier dieselbe Erscheinung wie in allem, was unsere Vorfahren betrifft — die Geschichtsforschung versagt fast gänzlich! —

Die Fischereigeräte in ältester Zeit waren, soweit sich dieses heute noch feststellen lässt, der Speer, der Pfeil, die Schleuder und die Angel. Später kam die Schleife hinzu, eine Art Selbstfang, aus Wurzeln oder dünnen Baumzweigen gefertigt.

Wiederum später wurden Fanggeräte aus Weidengeflecht und Holz hergerichtet, man baute Fischzäune und Wehre.

Eins derjenigen aus Holz und Geflecht hergestellten Fanggeräte, welche an diejenigen der Vorzeit erinnern, ist der noch heute im Gebrauch befindliche Aalkorb, der aus den „Schaalbrettern“, also dem kernlosen Holz und dünnen Wurzeln der Kiefer gefertigt wird. Die Herrichtung der Fischereigeräte, solange der Fischer sich dieselben selbst verfertigte, geschah und geschieht noch meistens im Winter, wenn

\*) Modelle der hier von mir genannten Fischereigeräte befinden sich im Märkischen Museum.



der Fischfang ruht oder wenigstens nicht in dem Umfange betrieben wird, wie dies zu den übrigen Jahreszeiten der Fall ist.

Da sass dann der Fischer im Winter und „klöbte“ (spaltete) die „Schaalbretter“ mit dem „Knief“ (einem gekrümmten scharfen Messer mit kurzem Stiel und dito Klinge) in etwa 2 m lange „Geren“ (Stäbe), die wieder mit einem kleineren Knief rund und glatt geschnitten oder gehobelt wurden. Nebenher wurden die kleineren resp. dünneren Wurzeln der Kiefer im Walde gerodet, sodann im kochenden Wasser „aufgebrüht“ und die äussere Haut oder Rinde entfernt; die etwas stärkeren Wurzeln wurden gespalten, damit das „Herz“ daraus entfernt werden konnte, da dieses „hart und brüchig sei“. Im kalten Wasser wurde dann die „Päde“ (der technische Ausdruck für die so bearbeitete Wurzel) aufbewahrt resp. weich gehalten bis zu ihrer Verarbeitung.

Aus diesen „Geren“ und „Päden“ wurde, wie gesagt, der Aalkorb gefertigt.

Die Herstellung des Aalkorbes geschah nun durch Flechten desselben, d. h. um ein „Ger“ wird eine weiche „Päde“ gelegt, sodass letztere das Ger oder die „Gere“ fest umschliesst (die Päde wird hierbei so über oder um das Ger gelegt, wie etwa beim Haarflechten eine Strähne über die andere). Sodann kommt wieder ein Ger u. s. f.; je nachdem der Aalkorb weit werden soll, werden Geren — gewöhnlich 50—60 Stück — verwendet. Durch enges Zusammenflechten an der Spitze formen sich die Geren zu einem strahlenförmigen Kreis. Je nachdem der Aalkorb weit werden soll, d. h. welchen inneren Durchmesser er erhalten soll, werden diese strahlenförmig im Kreise stehenden Geren über eiserne Ringe, die dem beabsichtigten Durchmesser entsprechen, zusammengebunden. In Form von Schlangenwindungen wird dann die Päde um die einzelnen Gerestangen geschlagen, und diesen hierdurch Halt und Festigkeit gegeben, sodass das Ganze schliesslich eine lange Röhre bildet. Beim Flechten ist wieder darauf zu achten, dass die Geren die vorschriftsmässige Entfernung von einander haben, diese beträgt 1—2 Fingerweite. Zweck dieses Zwischenraumes ist in erster Linie der, dass Aale, die nicht zum Fange reif sind, Gelegenheit zum Entschlüpfen haben. „Es ist wieder einer durchgegangen“, sagt der Fischer, sieht er bei der Untersuchung des Aalkorbes zwischen zwei Geren Aalschleim sitzen.

In diese, Aalkorb, genannte Holzhöhre werden nun auf je ein Drittel ihrer Länge die beiden Kehlen eingesetzt, die dem Aale wohl den ungehinderten Eintritt in den Aalkorb gestatten, ihm aber durch die spitzen Holzspitzen der Geren den Ausgang verweigern. Im Gegensatz nämlich zu der Spitze des Aalkorbes, die festgefügt ist, stehen die einzelnen Spitzen der Geren kreisförmig, eine Öffnung von etwa Faustgrösse lassend, nach der Spitze des Aalkorbes gerichtet,



also nach innen. Die Öffnung der Kehlen unter sich ist aber auch nicht gleich und bei Faustgrösse meine ich für die sogenannte grosse Kehle, die am letzten Drittel der Holzröhre eingesetzt wird, die Grösse einer Mannesfaust mitunter noch grösser oder weiter, während die Öffnung der kleinen Kehle nur die Weite einer Kinderfaust hat.

Im Gegensatz zu der scharfen Spitze des Aalkorbes hat seine Schlussöffnung, die dem Aal Gelegenheit zum Einschlüpfen giebt, eine Weite bis zu  $\frac{1}{2}$  m.

Einen derartigen Aalkorb zu fertigen ist eine Kunst. Denn von der kunstgerechten Herstellung hängt es ab, ob er „fischt“ und ferner, wie lange er zu gebrauchen ist, also seine Gebrauchszeit.

An Stelle der Påde ist heute häufig schon der „Draht“ getreten der zum Flechten verwendet wird; nur auf dem Lande und in abgelegeneren Orten wird heute die Påde noch in Urväterweise verwendet. Auch setzt man an Stelle der beschriebenen Spitze eine derjenigen der Kehlen ähnliche Spitze und schiebt in die Öffnung einen grösseren Holzklötz. Bei den mit geschlossener Spitze hergestellten Aalkörben wird bei der sogenannten kleinen Kehle eine Decke oder Klappe hergerichtet, durch welche dann der Aal aus dem Aalkorb genommen wird.

Beim Fischfang bildet die kunstgerechte Herstellung der Fanggeräte eine grosse Hauptsache mit und mancher Fischer, welcher gerade diesen Umstand nicht genügend beachtet, muss bei seinem besser und sorgfältiger arbeitenden Kollegen sehen, wie es diesem häufig gelingt, an Stellen Fische zu fangen, an welchen er sich vergeblich abgemüht hat. Die Maschen zu eng oder zu weit, zu fest oder zu lose gestrickt, den Netzfaden zu stark oder zu fein gesponnen, der Hanf zu hart oder zu rau, alles dieses beeinflusst das Fischen in ganz bedeutender Weise und es verlangt daher die Herstellung der Netze stets die besondere Aufmerksamkeit des Fischers. Ferner müssen bei Anfertigung der Netze nicht nur die Gewohnheiten des Fisches, wie er zu fangen ist, oder sich fangen lässt, dem Fischer bekannt sein, sondern der Fischer hat auch die Wasserverhältnisse zu berücksichtigen, ob er beabsichtigt dem Fisch im Strom, d. h. im schnell oder weniger schnell fliessenden, oder im toten, d. h. stehenden Wasser, wie Teich etc. nachzustellen. An der Ostseeküste z. B. haben die Fischer besondere Fanggeräte zum Fang der Fische in der Ostsee und zum Fang derselben in den Landseen. Gleichfalls ein Fanggerät in seiner Herrichtung überkommen aus alter Vorzeit — aus der Zeit der Pfahlbauten — bildet das Wehr, wie wir es heute z. B. noch bei Schildhorn, zwischen Schildhorn und Pichelsbergen sowie oberhalb Spandaus auf der Fahrt nach Tegel etwa bei Saatwinkel sehen können.



Das Wehr wird aus zwei aus Weidengeflecht und Pfählen hergestellten Flügeln und den davor gesetzten Aalkörben, einem grösseren und einem kleineren gebildet.

Die Flügel des Wehrs, die eine Art Engpass bilden, werden, wie gesagt aus Pfählen, die in den Grund getrieben und mit Weidenreisig durchflochten sind, gebildet in der Weise, dass Pfähle und Geflecht vom Grund auf bis etwa  $\frac{1}{2}$  m über die Wasseroberfläche reichen. Vor den Flügeln befindet sich ein sogen. Galgen, zwei Pfähle mit einem Querholz und vor diesem Galgen zuerst ein grösserer Aalkorb, dessen hintere Öffnung die Höhe des Galgens hat. Die Spitze dieses Korbes ist offen, über dieselbe wird ein kleinerer Aalkorb gezogen, bis in welchen der sich fangende Fisch vordringt und verweilt, bis der Fischer ihn aus diesem Gefängnis befreit. Aalkorb und Wehr werden hauptsächlich zum Fang des Aals das ganze Jahr hindurch benutzt. Ausser dem Kaulbars, der ein wirklicher, aber sogar unter den Fischessern noch wenig bekannter Leckerbissen ist und der namentlich im Frühjahr zur Laichzeit in Spree und Havel viel gefangen wird, ist es noch die Quappe, welche in Aalkorb und Wehr geht.

Ihrer Bauart wegen sei, als hierher gehörig, noch die „Klönitze“ oder „Klänitze“ erwähnt. Sie bildet kein direktes Fanggerät, sondern dient mehr zur Aufbewahrung der gefangenen Aale. Sie wird geflochten wie ein Aalkorb und hat auch dieselbe Gestalt wie dieser, nur dass sie etwas kleiner ist und am Ende so spitz zuläuft, wie der Anfang spitz angelegt ist, — also wie etwa ein Doppelkegel.

Die primitiven Geräte der alten Zeit sind nunmehr geschwunden und haben den neuen, praktischeren den Platz abtreten müssen.

Zwar sieht man hier und dort noch den „Einbaum“ schwimmen, einen aus einem Eichenstamme, durch Aushöhlen desselben gebildeten Kahn, den zu führen es grosser Geschicklichkeit bedurfte, aber neben ihm macht sich bereits der Brettkahn geltend, wie wir ihn noch heute in seinen verschiedensten Variationen auf den Gewässern unserer Mark schwimmen sehen, um den alten Einbaum schliesslich ganz zu verdrängen.

Aus der Angel von Knochen ist eine von Eisen geworden, deren Widerhaken dem Fische gefährlicher ist; an Stelle der Reusen aus Weiden- und Wurzelgeflecht kommt eine solche aus Hanfgeflecht, d. h. das Spinnrad hat den Hanf verarbeitet, ihn zu einem Faden verdichtet, der in des Fischers Hand mittels der „Knütnadel“ und des „Knotts“ („Knütts“ oder Strickholzes, eines runden, kurzen Holzes, über welches das Netz gestrickt wird, und dessen Durchmesser die Maschenweite des Netzes giebt) sich zu einem Netz verknüpft.

Auch diese Fischnetze „knüttete“ oder strickte der Fischer sich während der Winterzeit selber und manche Klafter oder Faden wurde



an einem solchen „Abend“, der sich allerdings häufig bis nach Mitternacht hinzog, fertig. Bei der Anfertigung dieser Netze muss gleichfalls die Stärke des Fadens, die Weichheit des Materials, sowie die Maschenweite genau beobachtet werden, „sonst fischt es nicht!“ —

Mit dem Fortschreiten der Kultur verbesserten sich auch diese Fanggeräte in der Fischerei, und in neuester Zeit, seit etwa 20—30 Jahren, sucht auch die Industrie, die sich bis dahin diesem Gebiete völlig fern hielt, die Fischer in der Herstellung der Netze und Garne zu unterstützen, denn seit dieser Zeit kennt man mechanische Netzwebereien. Bis dahin aber hiess es: „Als der Grossvater knüttete und die Grossmutter spann“! —

In der Mark kommen nun beim Fischen folgende Geräte in Anwendung, wobei stets zu beachten ist, dass der Gebrauch der einzelnen vollständig abhängig ist von den jedesmaligen örtlichen Verhältnissen, also, ob gefischt werden soll in einem Fluss, Strom, See oder Teich. Jedes Gewässer hat seine bestimmten Fischarten, und in jedem derselben will der Fisch wieder auf eine andere Weise gefangen werden. Es kommen also folgende Geräte in Anwendung:

1. Der schon erwähnte Aalkorb und das Wehr,
2. verschiedene Arten von Garnreusen, Hamen, Waden, Netzen und Garnen.

Garnreusen unterscheidet man zweierlei Arten: die Bügelreuse „Bährüse“ und die Flügelreuse „Flährüse“.

Erstere ist ein von gesponnenem Hanf gestrickter, über Weidenbügel gezogener und nach den beiden Enden hin durch Abnehmen der Maschen sich verjüngender Cylinder, dessen Enden in ihn hineingezogen wie Röhren offen gegenüber stehen. Die Endöffnungen werden nach innen (der Mitte) durch 3 oder 4 kreuzweise straffgezogene Schnüre gegenseitig offen gehalten, wobei diese Schnüre gleichzeitig wieder dazu dienen, dem Fisch wohl den Eingang zu gestatten, ihm aber den Ausgang zu versperren.

Eine kleinere Sorte dieser Art Reusen bildet (beinahe einem Spielzeug ähnlich) die Krebsreuse, in welcher dieser Leckerbissen und Schalenritter mit Köder von Kalb- oder Hammelleber gefangen wird.

Die Flügelreuse dagegen ähnelt wieder dem aus Holzgeflecht gefertigten Aalkorb resp. Wehr; sie wird gleichfalls aus gesponnenem Hanf gestrickt und über Weidenbügel gezogen, bildet aber einen nach einem Ende hin sich verjüngenden Cylinder mit zwei eingestrickten Kehlen, deren Öffnungen nach der Spitze des Hauptcylinders hin gerichtet sind und durch je 2 resp. 3 straffe Schnüre offen gehalten werden.

Am Anfang dieser Reuse, also am ersten Bügel nach rückwärts gedacht, befinden sich die beiden sich gegenüber stehenden Flügel



„Flähle“. Diese Flügel, auch Fluchten und Wehre genannt, bilden zwei glatte Netzwände in der Höhe des ersten Weidenbügels der Reuse.

Die Höhe dieser Reusen (man versteht darunter gleichzeitig ihre Grösse) richtet sich nach der Tiefe des Wassers, in welchem sie zu stehen kommen und variiert daher zwischen  $\frac{1}{2}$ —15 u. m. m (z. B. die Heringsreuse in der Ostsee hat häufig eine Höhe von 15—20 m). Gefischt wird mit der Bügelreuse nur im flachen, krautigen und schilfreichen Wasser, in das sie tags zuvor eingesenkt wird. Dieses Senken wird bewirkt durch Steine, welche in die durch „Sperrstöcke“ (von welchen sich je einer auf einer Seite der Reuse in gleicher Höhe befindet) straff gehaltene Reuse gelegt werden. Die Sperrstöcke sind etwas länger als die Reuse selber, haben an dem einen Ende eine Gabel, welche gegen den einen, äusseren Bügel gestellt wird, während sich am anderen Ende des Stockes kleine Einschnitte, sogen. Kerbe befinden, in welche eine Netzmasche gelegt wird.

Die Flügelreuse dagegen wird dadurch auf den Grund des Wassers gebracht, dass die Flügelenden an Stöcken, sogen. Pählen befestigt werden. Diese Stöcke oder Pfähle werden in den Grund getrieben und mit ihnen die Reuse. An der Spitze, dem geschlossenen Ende der Reuse befindet sich der sogen. Steertpoal. Durch die Spitze der Reuse läuft eine dünne Schnur, die die Spitze verschliesst, so dass der in die Reuse gegangene Fisch durch sie nicht wieder ent schlüpfen kann. Diese Schnur wird um den Spitzenpfahl geschlungen, mit ihm wird die Reuse gerade gerichtet und gehoben.

Wir kommen nunmehr zu den Netzen. Das namentlich in der Spree und Havel gebräuchlichste Netz ist das „Flock“ oder Flaknetz, ein etwa 5—6 m langer Netzsack, dessen Öffnung an der oberen Hälfte mit Binsen, Korken (Fläten) versehen, die untere Hälfte dagegen mit Steinen von der Grösse und Stärke einer Handfläche behangen ist. Die Steine sind auf beiden breiten Seiten glatt geschliffen. Befestigt werden sie und ebenso die Schwimmkorke auf einer durch die Randmaschen laufenden dicken Leine mittels einer dünnen Schnur. Die Steine (Kalksteine) sind mit Löchern versehen, durch welche diese Schnur gezogen ist. Zwei Fischer, der eine am Steuer, der andere in der Spitze des quer auf dem Wasser treibenden Bootes stehend, werfen das mit der rechten resp. linken Hand zusammengeraffte Netz in der Weise über Bord, dass es gleich einem ausgebreiteten Tuch auf die Wasserfläche fällt, wobei die obere Leine mit den Korken im Boote verbleibt, während die untere mit den Steinen, die bereits bei Anlegung des Netzes über Bord gelegt war, in die Tiefe verschwindet. Beim Rückwärtsstossen des Bootes mittels langer Ruder glättet und spannt sich das Netz auf dem Wasser. Jetzt wird die obere, mit Korken besetzte Leine nachgeworfen. Gleichzeitig aber verschwinden hiermit



auch die Flaksteine, von welchen sich auf jeder Seite (der sogen. Schlussstelle des Sackes) je einer befindet und die das Netz auf den Grund ziehen sollen. Die Flaksteine, welche nicht ganz  $\frac{1}{4}$  m im Durchmesser bei einer Stärke von 3—4 cm haben und oben und unten mit je einem Loch versehen sind, werden an dem Netz in der Weise befestigt, dass die Enden der beiden Leinen, an welchen sich die Steine und Korke befinden, durch eins dieser Löcher gezogen und dort festgebunden werden. In dem zweiten Loch ist die Flakleine oder „Reep“ befestigt, die vom Netz aus in das Boot läuft und hier durch einen „Schlag“ um einen in der Bootswand befindlichen Holzpflock geschlagen ist.

Nun schwimmt das Netz klar im Wasser, wird durch das Rückwärtsschieben oder Stossen des Bootes vorwärts geholt und alles, was in den Bereich des Netzes kommt, ist gefangen. Ist der Zug „Sträk“ beendet, so wird das Netz an der eben beschriebenen Leine (Reep) in die Höhe geholt, wobei es sich, sobald die Leine mit den kleineren Steinen sich wieder im Boot befindet, vollständig schliesst. Nun wird auch der obere Teil des Netzes in das Boot geholt — gereiht — und hierbei fallen die sich in ihm befindlichen Fische, soweit sie nicht in den Maschen sitzen, mit allem was das Netz sonst noch an Wurzeln, Kraut u. s. w. mit an das Tageslicht gebracht hat, gelegentlich auch Leichen, in das Boot. Sofort wird das Netz wieder klar gelegt und der weitere Zug kann beginnen.

Neben dem Boot, gewöhnlich auf der entgegengesetzten Seite von derjenigen, auf welcher gefischt wird, schwimmt ein grosser verschlossener Kasten, dessen Seitenwände sowie Boden mit Löchern versehen sind, — das „Hüfatt“ — Hütefass. In diesen Behälter werden die gefangenen Fische während des Fischens eingesetzt und so lange aufbewahrt, bis der Fischer sie verkauft. Neben dem Flaknetz ist das Treibnetz im Gebrauch, kann aber nur in fliessenden Gewässern angewendet werden, also z. B. auf Spree und Havel. Es ähnelt dem Flaknetz, nur seine Handhabung ist eine andere. Während, wie wir gesehen haben, beim Flaknetz das Boot mittels langer Ruder oder Staken fortbewegt wird, sitzen beim Treibnetz die Fischer im Boot und lassen dieses mit dem Strome treiben, nur darauf achtend, dass das Boot gleichmässig einer bestimmten Richtung zutreibt. Das Versenken und Heben dieses Netzes gleicht demjenigen des Flaknetzes.

Während diese beiden Netzarten einwandig sind, d. h. aus einem Stück bestehen, sind die sogen. „Pööre“ oder Portnetze dreiteilig, d. h. ein kleinmaschiges Netz ist auf beiden Seiten von je einem weitmaschigen Netz überdeckt, so dass also das Portnetz eigentlich aus drei aufeinander liegenden, oder nebeneinander stehenden Netzen gebildet wird, wobei die Maschen der äusseren Netze etwa 10 mal so weit sind, wie die des Mittelnetzes.



Da diese Netze zu den sogen. Stellnetzen gehören, d. h. so eingerichtet sind, dass sie senkrecht im Wasser stehen können, so haben sie an Stelle der oberen mit Korken besetzten Leine eine Schnur von Rosshaaren, und unten eine ebensolche mit runden Bleistücken statt mit Steinen belastet. Dies letztere insbesondere deshalb, weil diese Netze ausschliesslich im Schilf und Rohr Verwendung finden, wobei die Steine sich hinderlich erweisen würden. Mittels einer langen Stange, deren stärkstes Ende in die an den oberen und unteren Enden des Netzes befindlichen Taschen oder Laschen gesteckt wird, wird das „Poort“ in das Schilf gestossen, so dass es hier gleich einer Wand zu stehen kommt. Ein Dreieck oder Quadrat bildend, werden drei oder vier gleiche Netze in das Wasser gestellt, so dass alle drei resp. vier Netze mit den Enden dicht aneinander stehen.

Nun nimmt der Fischer eine zweite am stärkeren Ende mit einem grossen Bündel Schilf versehene Stange und stösst vom Boote aus in das von den Netzen gebildete Quadrat oder Dreieck, um so die Fische in sein Netz zu jagen; daher heisst das Fischen mit diesem Netz auch „Poortjahn“ oder „Poortjagen“.

Bei diesem Fischen flieht der aufgeschreckte Fisch durch das erste weite Netz in das mittlere, engere und da er hier nicht weiter kann, mit diesem durch das zweite weite Netz, wobei das enge Netz einen förmlichen Sack an der Stelle bildet, wo der Fisch aufläuft und diesen somit einschliesst. Ausser diesen Poortnetzen giebt es noch einfachere Stellnetze, die, je nachdem, welchen Fisch sie fangen sollen, eng- oder weitmaschig, ein- oder mehrwandig sind! Ihre Höhe richtet sich stets nach der jedesmaligen Wassertiefe. Sie werden meistens im toten, also nicht fliessenden Wasser in der Weise angewendet, dass man sie vor Schilf oder Rohr stellt, um so dem Fisch auf seiner Reise in das Schilf oder aus demselben heraus in das freie Wasser den Weg zu versperren. Die beiden Enden des Netzes sind mit Anker oder an Pfählen befestigt. Der Fisch, dickköpfig wie er ist, sucht das Hindernis zu überwinden und läuft hierbei mit dem Kopf zwar nicht gegen die Wand, aber doch in die Masche und bleibt hier mit dem Kiemen hängen.

Zu den Netzen rechnet man schliesslich auch noch den Fischhamen, ein sackförmiges Netz von einigen Metern Länge, das mittels Bügels an einer weiten hölzernen Gabel, deren Enden in dem Bügel befestigt sind, sitzt. Man fischt mit diesem Hamen in der Weise, dass man auf dem Lande oder im Wasser stehend, den Hamen nach dem Grund des Wassers hin vorwärts stösst, oder vom Boote aus, indem eine Person, in der Spitze desselben sitzend, während die andere das Boot vorwärts rudert, das Netz in der eben beschriebenen Weise versenkt und hebt.

Von den Hamen werden gebraucht: Bügel, Vorsetz, Hand, Zug, Senk, Wurf, Kratz und Scheeren-Hamen u. d. m. Die Senke oder



„Tubelle“ gehört auch noch hierher. Sie ist ein in einem Holzrahmen, oder auch ohne diesen durch zwei sich kreuzende eiserne Bügel festgespanntes Netz von verschiedener Grösse (ein bis mehreren Metern im Quadrat). An der Kreuzungsstelle der Bügel befindet sich wieder eine längere Stange zum Halten des Netzes. Die „Tubelle“ wird in das Wasser bis auf den Grund versenkt (gewöhnlich wirft man ein Stück Köder auf das Netz), hier lässt man sie längere Zeit ruhig stehen, um sie dann schnellstens aus dem Wasser zu heben, wobei die oberhalb der Tubelle stehenden Fische gefangen werden.

Die bisher genannten Netzarten gleichen sich fast alle in ihrer Maschenweite; gänzlich hiervon abweichend sind aber das Gründlings- und das Stintnetz. Diese beiden Netzarten haben so enge Maschen, dass man fast sagen könnte, sie seien wasserdicht. Insbesondere das Stintnetz, dessen Maschen so eng sind, dass man nicht mit der Spitze des kleinen Fingers hineinkann; infolgedessen lässt sich mit diesem Netz auch sehr schwer fischen, und bei Beendigung eines Zuges muss immer längere Zeit gewartet werden, bis sich das Wasser aus dem Netz verlaufen hat.

Von den Netzen kommen wir zu den Garnen. Diese unterscheiden sich von den ersteren durch ihre Bauart und ihre Anwendung. Hierher gehören deshalb auch die beiden letztgenannten Netze, das Gründlings- und das Stintnetz, weil diese beiden Netze gleich den Garnen in verschiedenen Gegenden angewendet werden.

Auch in der Maschenweite unterscheiden sich die Garne von den Netzen insofern diese, d. h. die Garne, oft in den Maschen etwas weiter sind als die Netze.

Wenn im Frühjahr in den Havel- etc. Niederungen das Hochwasser die Wiesen überschwemmt hat, kann man die Fischer häufig beim Fischen mit dem „Trecketüch“ beobachten. Das „Trecke“ oder Zugzeug wird gebildet von einem mehrere Meter langen und breiten an der unteren Seite mit Steinen, an der oberen mit Kork oder Binsen (wie beim Flaknetz) versehenen Sacknetz. An den beiden Seiten, den Schlussstellen, wo sich beim Flaknetz die Flaksteine befinden, sieht man hier je einen sogen. „Flehl“flügel ansetzen, der gleichfalls mehrere Meter lang und oft gleichfalls mit Steinen und Korken wie der Garnsack versehen ist.

An den Enden der Flügel befinden sich wieder kurze runde Hölzer von etwa Armstärke und an diesen die sogen. Zugleinen.

Zum Fischen mit diesem Garn sind mindestens zwei Boote mit je einem Fischer im Boot erforderlich. Beide Boote treffen sich bei einem Punkt. Hier wird mit dem Auswerfen des Garnsackes u. s. w. begonnen; wobei die Fischer ihre Boote in entgegengesetzter Richtung, also der eine nach rechts, der andere nach links fortbewegen, um sich



später, einen Halbkreis beschreibend, bei einem vorher vereinbarten Punkt wieder zu vereinigen. Dem Garnsack folgen während dieses Ausfahrens die Flügel und diesen wieder die Leinen, welche auf einer in dem Boote befindlichen Winde aufgewickelt werden. Bei dieser Ausfahrt muss natürlich darauf geachtet werden, dass das Garn langsam mitschwimmt, andernfalls würde es untergehen, in sich zusammenfallen und nicht fischen.

Ist der Treffpunkt erreicht, dann verankern sich beide Boote und das Netz wird mittels Winde und Leinen so herangewunden, dass es zwischen beide Boote geschwommen kommt. Die so umstellten Fische können nicht entfliehen, da dieser Treffpunkt gewöhnlich im flachen seichten Wasser gesucht wird; die Fische suchen sich zwar in das tiefere Wasser zu retten, gelangen hierbei aber in den Garnsack und sind so eine noch sicherere Beute des Fischers.

Wiederum sehen wir im Winter beim Schlittschuhlaufen auf dem Eise drei- auch viereckig gehauene Löcher (Lumen) und vor dem Loche aufgerichtet die aus demselben herausgenommene Platte Eis stehen. — Auch hier war der Fischer mit dem „Trecketüch“, — nur dass er diesmal unter dem Eise fischte, d. h. das Garn wird unter dem Eise entlang gezogen in folgender Weise: Zwei Fischer mit grossen Eisäxten hauen in das Eis ein grosses Loch, in welches das Garn versenkt wird, dann gehen sie, einen Halbkreis bildend, jeder auf je einer Seite entlang, die oben beschriebenen dreieckigen Löcher hauend. Ihnen folgen wiederum zwei Fischer, welche mit Rudern, Gabeln, Haken versehen, sich mit denselben in den Löchern beschäftigen. — Da es im Winter nicht möglich ist das Garn, wie oben beschrieben, im Frühjahr, fortzubewegen, so hilft man sich nun in der Weise, dass man die Leinen an lange kiehnene Schwimmruten befestigt. Diese Ruten werden dann mittels der Gabeln von Loch zu Loch gestossen und ziehen die Leinen, an welchen wiederum Fischer das Garn „heranholen“, nach sich. Natürlich muss das Ziehen des Garnes gleichmässig erfolgen, da es sonst schief im Wasser zu stehen kommt und nicht fischt. Nach einem längeren Zug („Sträk“) hauen die beiden Fischer wieder ein grösseres Loch, aus welchem dann das Netz herausgeholt wird.

Ein solches Garn wird auch beim Stralauer Fischzuge verwendet.

Nun giebt es auch noch kleinere Zugnetze, die ein Fischer in folgender Weise bedienen kann. An einem festgerammten Pfahl befestigt er das eine Ende des Garns oder Garnflügels, dann fährt er, einen Kreis beschreibend, Garn und Leine aus und zwar so, dass er schliesslich zum Pfahl zurückkehrt. Die eingeschlossenen Fische bilden den Fang.

An den an den Flügeln befestigten Leinen sind häufig noch Gras-



oder Strohbindel oder kleine Baumzweige zum Scheuchen des Fisches befestigt.

Durch die vervollkommnete Technik in der Herstellung der Fischnetze und Garne kennt man einen Vorläufer des Garns fast nur noch dem Namen nach, d. i. die „Strohuhre“. Die Strohuhre glich dem oben beschriebenen Garn, nur dass sie an Stelle der Flügel, und wo diese an dem Garnsack beginnen, eine Leine hatte, an der sich befestigte Stroh-, Gras- oder Heubüschel oder kleine Baumzweige befanden. Die Form der Anwendung war dieselbe, wie beim jetzigen Zuggarn.

Was man sonst noch unter dem Namen wie Garnsäcke, Garnschläuche, Beutelnetze, Flossgarne u. s. w. kennt oder gebraucht, ähnelt dem von mir beschriebenen Zuggarn. Ausser diesen Fanggeräten kennt man noch und wendet teilweise an:

Die Aalschnur; eine 20—40 m und noch längere Hanfschnur, an welcher in Abständen von  $1\frac{1}{2}$ —2 m kürzere mit Angelhaken versehene Schnüre sitzen von etwa  $\frac{1}{2}$  m Länge. Das Legen dieser Schnur erfolgt in der Weise, dass an beiden Enden der Schnur Steine befestigt werden, Steine werden auch in der Mitte etc. eingeschleift, damit die Schnur auf den Grund des Gewässers zu liegen kommt. Die Angelhaken werden mit Köder (Regenwurm, Üklei etc.) versehen und die ganze Schnur beim Legen resp. Ausfahren so geordnet, dass die Haken mit dem Köder über Bord hängen. Während nun der eine Fischer das Boot möglichst in gerader Richtung fährt, wirft der andere den am Anfang der Schnur sitzenden Stein in das Wasser, ihm folgt dann die ganze Schnur bis schliesslich der letzte Stein hinein, plumpst“.

Diese Art des Fischens kann man täglich am Sommerabend beim Sonnenuntergang auf dem Müggelsee und der Dahme beobachten.

Wie gesagt, erfolgt das Versenken der Schnüre beim Sonnenuntergang, das Heben derselben aber bereits vor Sonnenaufgang. Der beutegierige Aal, bei Regenwurm als Köder, aber auch andere Fische fangen sich dann an dieser Schnur resp. Grundangel wie an der gewöhnlichen Handangel, die man als Kind kennen gelernt hat.

Eine zweite Art Angel ist die „Puppe“. Diese besteht aus einer langen Schnur, an welcher ein mit Köder versehener Angelhaken befestigt ist, während die Schnur selber wiederum von der „Puppe“, einem Büschel getrockneter Binsen, gehalten wird.

Zum Fischen werden die Puppen auf die Oberfläche des Wassers geworfen, wobei die auf der Puppe aufgewickelte Schnur etwas gelöst wird, so dass das Ende mit dem Haken und Köder etwa  $\frac{1}{2}$  m im Wasser hängt. Der Aal will sich den anscheinend leckeren Bissen nicht entgehen lassen, schnappt zum eigenen Verderben zu, und fest sitzt ihm der Haken in der Kehle.



Gleich einem harpunierten Walfisch fährt er nun in die Tiefe und wieder in die Höhe und wild im Wasser umher, stets bemüht, sich wieder frei zu machen. Aber soviel er sich auch müht, die Schnur wickelt sich ab, und mit ihr folgt über dem Wasser die Puppe. Findet der Aal auf seiner Flucht Schilf oder Rohr, so geht er hier hinein und — wer ihn dies wohl gelehrt haben mag? — hier umkreist er die Binsen-, Rohr- oder Schilfstauden so lange, bis er merkt, die Schnur hat sich festgezogen, dann giebt er sich selbst einen kräftigen Schwung und — frei ist er wieder — wenn die Schnur nicht mehr neu war, oder der Angelhaken so gefasst hatte, dass der Aal entweder ohne jeden Verlust oder unter Opferung einiger Mundteile oder mit gespaltenem resp. zerrissenem Oberkiefer sich wieder befreien konnte.

Ziemlich ermüdend ist es für den Fischer, am nächsten Morgen die zerstreut in das Wasser geworfenen Puppen wieder zu finden. Wie oben geschildert, geht der gefangene Aal damit in das Schilf oder sucht tiefes Wasser auf. Wird abends auch die Windrichtung festgestellt, so kann sich dieser über Nacht gedreht haben, und nun muss den Puppen gefolgt werden, soweit das Spiel der Wellen und der Wind sie getrieben haben.

Früher gestattete, jetzt aber verbotene Fanggeräte sind z. B. die Blenken oder Darden, in Fisch- oder Löffelform gehaltene, kupferne oder silberne, mit Widerhaken versehene Platten, die möglichst glänzen müssen. Während das Boot durch Ruder oder mittels Segel vorwärts bewegt wird, schwimmen die Darden an einer 30—40 m langen, dünnen Schnur hinterher, fortwährend auf- und niedertauchend. Der Hecht, der mit der Darde gefangen werden kann, hält diese für eine feiste Rotfeder oder leckere Plötze, er schießt in seiner Gier darauf los und verschluckt den leeren Haken der Darde, dass ihm die Spitze desselben gleich durch den Oberkiefer dringt.

Ferner verboten ist das Hechtschlagen und das Blenden.

Wenn man im Winter das Eis auf den überschwemmten Wiesen betritt, kann man, wenn dieses einigermassen durchsichtig ist, unter dem Eise den Fisch stehen oder schwimmen sehen. Schlägt man nun mit einem starken Knüttel auf die Stelle, wo der Hecht steht, so wird dieser von dem Schlage so betäubt, dass er, den Bauch nach oben, liegen bleibt. Durch ein mit einem Beil in das Eis gehauenes Loch kann man ihn dann aus dem Wasser langen. Das Blenden geschieht mittels eines eisernen Eimers, in welchem sich brennender Kiehnspan befindet, d. h. dieser Eimer hat nicht etwa die Gestalt unserer Wassereimer, sondern ähnelt mehr einem Trockenofen, wie wir solche häufig auf Neubauten zum Austrocknen von Räumen sehen, nur bedeutend kleiner ist solch ein Leuchteimer als dieser Ofen.



Das Blenden der Fische, insbesondere der Hechte, geschieht im Frühjahr, wenn das Eis von den Wiesen herunter ist, und die Frühlingssonne das auf den Wiesen stehende seichtere Wasser durchwärmt hat; dann kommt der Hecht in dieses Wasser, um seinen Laich abzusetzen und läuft hierbei in sein Verderben.

Das Blenden der Fische erfolgt des Abends und während der Nacht. Ein Mann sitzt in der Spitze des Bootes den Blendeimer mit brennendem Kiehnspan an einer langen Stange über die Spitze des Bootes hinaushaltend; hinter ihm stehen die mit langen Fischspeeren Bewaffneten. Der Hecht, vom Feuer geblendet, merkt das Nahen des Bootes nicht, sondern bleibt unbeweglich stehen, bis ihn der tötende Stahlspeer trifft. Oder aber im ganz flachen Wasser geht ein Mann mit dem Leuchteimer in das Wasser hinein, während ihm die andern mit den Speeren gleichfalls im Wasser watend folgen. —

Das neue Fischereigesetz kennt zwei Arten des Fischfanges: „Die stille Fischerei und die Raubfischerei“. Dem entsprechend sind auch die gestatteten und im Gebrauch befindlichen Netzarten eingerichtet.

Unter stiller Fischerei versteht man den Selbstfang, d. h. die Art, bei welcher dem Fische Gelegenheit gegeben ist, sich durch Ein- oder Auflaufen auf das Netz selbst zum Gefangenen zu machen.

Daher bedient man sich bei der stillen Fischerei der sogen. Selbstfänge, wie Aalkörbe, Wehre, der verschiedensten Sorten Reusen, Stellnetze, Aalschnüre-Puppen u. s. w.

Die Raubfischerei dagegen wird mit allen denjenigen Fanggeräten betrieben, mit welchen es möglich ist, den Fisch gewaltsamer Weise in den Besitz des Fischers zu bringen, also mit dem Flaknetz, dem Garn, den verschiedenen Hamen, dem Speer, der Darde u. s. w.

„Fischerie — Lotterie!“

Selten entspricht wohl eine Redensart so der Wahrheit wie hier. Keines Handwerkers, Kaufmanns oder Fabrikanten Einkünfte sind so vom Zufall abhängig, wie die des Fischers. Wind, Wetter, Jahreszeiten, Wasserstand und viele andere Umstände machen es dem geschicktesten Fischer oft unmöglich sich seinen Lebensunterhalt allein durch Fischen — ich rede hier nicht von den Fischhändlern, sondern von den wirklichen, die Fischerei ausübenden Fischern — zu verdienen. Häufig findet er die Abends gestellten Netze des Morgens leer, häufig kamen ihm Diebe zuvor, die ihm nicht nur den Fang fortnahmen, sondern ihm auch die Netze so total zerstörten, dass er sie überhaupt nicht wieder gebrauchen kann. Dann wieder fährt ein rücksichtsloser Schiffer mit seinem Dampfer, trotz der ausgesetzten Warnungszeichen, durch die Netze, diese wickeln sich um die Schraube des Dampfers und verschwunden sind sie ebenso auf Nimmerwiedersehen, wie jene Netze, die



einem beladenen Segelschiff, das seinen Weg gleichfalls durch die Netze nahm, an seinem tiefliegenden Steuer hängen geblieben sind.

Endlich kommen Sturm, Wasser, Eis, die sich den Feinden des Fischers anschliessen und ihn nicht nur um den wohlverdienten Lohn bringen, sondern noch das ihrige dazu beitragen, die Fanggeräte zu zerstören.

Bedenkt man, dass die Fischerei einen Broterwerb bildet, dann kann man auch den Wunsch der Fischer, dass gleiches Strafrecht für Fischräuber und Wilddieb geschaffen werden möge, sehr wohl verstehen.

Von den primitiven Strick-Gerätschaften, wie sie Herr Geheimer Regierungsrat Friedel in der Sitzung der Brandenburgia am 25. November 1896 vorlegte, sind in der Mark Brandenburg zum Anfertigen der Leddernigs- und Poortnetze die Gabel Fig. b S. 290 V. Jahrgang No. 8 November 1898 des Monatsblattes und Fig. c daselbst im Gebrauch.

Nimmt man Gelegenheit sich in Fischerkreisen, namentlich in denjenigen der Städte der Mark umzusehen, so freut man sich, welch einen guten Klang der Name „Friedel“ dort hat. Karl Poetters.

## Fischerei der Provinz Brandenburg.

(Aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

(Vgl. Brandenburgia IV, 177—182 u. 202—206; VII, 193—199.)

1. **Karpfenfang im Spreewald.** Sobald in jetziger Zeit einige Nächte Frostwetter eingetreten ist, macht sich unter den Fischereiberechtigten des Spreewalddorfes Lehde ein reges Leben bemerkbar. Eine Schar erprobter Fischer zieht dann mit ihren Kähnen nach der Gorroschoa, einem Hauptarme der Spree, welcher ziemlich tief und reissend ist, um dort zu knoppeien. Es handelt sich nämlich um das Fangen des schmackhaften Karpfens, welcher sich beim Eintritt der kälteren Jahreszeit in die tieferen Fliesse zurückzieht. Zu diesem Fange sind besondere Gerätschaften notwendig. Das wichtigste Fangzeug ist der Scherran. Derselbe besteht aus zwei grossen und starken Bügeln aus Weidenholz, welche halbkreisförmig gebogen sind. Diese sind in der Mitte kreuzweis übereinandergelegt, so dass die vier Enden nach unten zu stehen kommen. Zwischen den Enden ist ein Netz ausgespannt. Das Ganze ist an der Kreuzungsstelle der Bügel an einer Stange befestigt. Dieser Scherran wird an den Stellen ins Wasser gesetzt, wo die Standorte und Sammelstellen der Karpfen sind, und diese Stellen sind den kundigen Fischern genau bekannt. Ist der Scherran nun dort eingesetzt, so harren die Leute, mit der einen Hand das betreffende Gerät haltend und mit der anderen den Kahn, unbeweglich der angetriebenen Fische. — Eine Strecke weiter stromaufwärts hat sich nämlich eine kleine Kahnflotte aufgestellt, so dass die ganze Breite des Flusslaufes gesperrt ist.